

Von Basel nach Sils-Maria : Friedrich Nietzsche in der Schweiz

Autor(en): **Jung, Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2004)**

Heft 5

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Basel nach Sils-Maria

Joachim Jung

Friedrich Nietzsche in der Schweiz

Das Grosse Nietzsche-wo?!

[in schnauzbärtiger Stimmung zu deklamieren]

A: Nietzsche!

B: Wo?

A: Niiiiietzsche!!

B: Woooo?

A: Da!

B: Wo?

A: Nada!!

B: Wo da?

A: Na Davos nach Sankt Moritz geht! Silst Du ihn?

B: Nietzsche? Wo?

A: Na da! Silst Du ihn denn nicht?!?! – –

B: Jaaa, jetzt..... jetzt Sils ich ihn!!

Niiiiietzsche!!!

Endlich Sils ich ihn auch Mal-o-ja!!

Joachim Jung

Gamsjagd I

Am 19. April 1869 betritt Friedrich Nietzsche (1844–1900) erstmals die Schweiz. Aber seine wohl früheste literarische Annäherung an dieses Land erfolgte bereits zehn Jahre zuvor, in einem Schulaufsatz zum Thema: «Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht». Für das dramatische Geschehen, mittels dessen Nietzsche diese Volksweisheit auszulegen gedenkt, hat er auch gleich Ort und Akteure gefunden:

«Da, wo die Alpen ihre schneebedeckten Gipfel in die Wolken heben, wohnen die Schweizer, ein Volkstamm, der sich durch viele vorzügliche Eigenschaften

auszeichnet. Ihre treue Anhänglichkeit zu ihren Fürsten, ihre Vaterlandsliebe sind weit und breit berühmt, und die grossartige Umgebung hat deutliche Spuren in ihren Charakter eingeprägt. Aber ihre Kühnheit und Muth gehen oft in Verwegenheit über, die sich besonders bei der so gefährvollen Gemsjagd zeigt. Um so grösser die Gefahr, um so grösser wird die Lust, und so finden wir, dass viele Gemsjäger ein trauriges Ende in ihrer Lieblingsbeschäftigung finden. Wenn man den geringen Nutzen einer Gemsjagd mit der unendlichen Gefahr vergleicht, so muss man dieses Geschäft nur eine Vermessenheit gegen natürliche Gesetze nennen, die auch gewöhnlich ihre Strafe nach sich zieht.»¹

Die auf diese Exposition folgende Erzählung steht in erfrischendem Gegensatz zu der hier halb lustlos, halb mit unfreiwilliger Komik vorweggenommenen Moral samt leicht philiströser Kosten-Nutzen-Rechnung. Sie situiert ihre Akteure – zwei Gämjsjäger, die schliesslich auf der Jagd in steilem Gelände tödlich verunglücken – in einem alpinen Panorama, das in Nietzsches Schilderung eine eigenständige atmosphärische Dichte gewinnt. Dabei begegnet uns schon beim Schüler die Perspektive, die Nietzsches spätere Wahrnehmung der alpinen Landschaft bestimmen wird: schroff, wild, erhaben und doch auch mild, anmutig, hell und klar – es ist das Nebeneinander der Kontraste, das ihn vor allem fasziniert. Zwanzig Jahre später, im Juni 1879, wird er diese Landschaft noch einmal – nun als «seine», ihm «blutsverwandte» – entdecken, im «Heroisch-Idyllische[n]»² des Oberengadin. Bis dahin aber war es noch ein weiter Weg.

Nicht Paris, sondern Basel – der Weg ins «Philisterium»?

Hatte sich der 14-Jährige die Schweiz noch als Bühne für waghalsige Abenteuer kühn-verwegener Gesellen imaginiert, so erscheint dem 24-Jährigen die Aussicht auf die reale Übersiedelung in dieses Land zunächst unter umgekehrtem Vorzeichen: als Schlussstrich unter alle abenteuerlichen Pläne, als definitiver Beginn der beruflichen Fron. Eben noch hatte er dem Studienfreund Erwin Rohde vorschlagen wollen, gemeinsam nach Paris zu gehen, als «philosophische Flaneurs (...) in den Museen und Bibliotheken, in den Closeries des Lilas und der Notre dame»³ oder dort gar «Chemie zu studieren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväter-



Friedrich Nietzsche (rechts)
mit Lou Andreas-Salomé und
Paul Rée.

hausrath.» Da plötzlich «lockt der Teufel <Schicksal> mit einer philologischen Professur».⁴ Von seinem Lehrer und Mentor Ritschl in Vorschlag gebracht und dank philologischer Publikationen bereits wissenschaftlich ausgewiesen winken dem noch nicht einmal Promovierten nun plötzlich akademische Würden.

**«Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden
— mein Problem»⁵ oder «Centauren gebären»**

Gleichwohl ist Nietzsches Verhältnis zur Philologie bereits zu diesem Zeitpunkt viel zu spannungsvoll, als dass seine Entscheidung für die Professur eine vorbehaltlose im Sinne eines endgültigen Brotberufs hätte sein können.

Zum einen hat er schon kräftig vom schopenhauerschen Gift gegen universitären Dünkel und philisterhafte Gelehrsamkeit genossen; zum zweiten weiss er, dass er nie zu jenen Berufenen ihres Faches gehören wird,

«denen die Natur mit ehernem Griffel auf die Stirn zeichnet: das ist ein Philolog.»⁶

Noch in einem Lebenslauf-Entwurf für die Basler Berufungskommission gesteht er freimütig, dass ihm das Philologiestudium zur Selbstdisziplinierung hatte dienen sollen, um der Spannungen Herr zu werden, die seine musisch-künstlerische und zugleich wissenschaftlich-analytische Mehrfachbegabung in ihm erzeugte.

«Erst in der letzten Zeit meines Pförtner Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntnis, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie. Ich verlangte nämlich nach einem Gegengewicht gegen die wechselvollen und unruhigen bisherigen Neigungen.»⁷

Die Philologie als «Lückenfüllerin»? – das hätte man in Basel als recht zweifelhafte Empfehlung für den neuen Kollegen auffassen können. Und so tilgt er dieses freimütige Geständnis denn auch wieder. Im Schwanken für eine Philologie als Substitut oder Gegengewicht entscheidet er sich schliesslich für eine dritte Variante, eine Art Flucht nach vorn: Warum sich in seinen Talenten durch das Fach einengen lassen, wenn es doch auch möglich ist, für dieses selbst eine neue, umfassendere Perspektive zu entwerfen, die Raum genug böte, um alle seine ganz unterschiedlichen Talente darin zu entfalten? Genau dies versucht er in seiner Basler Antrittsrede,⁸ indem er dort – quasi spiegelbildlich zur eigenen Problemlage – den «vielspältigen Charakter» der Philologie hervorhebt. Sie sei eigentlich etwas aus verschiedenen Wissenschaften Zusammengesetztes, das

«ausserdem noch ein künstlerisches und auf ästhetischem und ethischem Boden imperatives Element in sich birgt, das zu ihrem rein wissenschaftlichen Gebaren in bedenklichem Widerstreite steht.»⁹

Als ein solcher «Centaur»¹⁰ habe sie immer schon in Wechselwirkung mit Kunst und Philosophie gestanden. Und in letzterer will Nietzsche auch den zukünftigen Konvergenzpunkt all ihrer wider-

streitenden Aspekte sehen, das heisst jede philologische Tätigkeit müsse von einer philosophischen Weltsicht getragen sein. Tatsächlich berichtet er auch schon bald stolz, wie ihm seine Lehrtätigkeit Gelegenheit gibt, «meine Schüler mit Philosophie zu infizieren.»¹¹ Der vermeintlich deskriptive Rückblick auf die Philologie erweist sich also am Schluss in einer für Nietzsches Denken charakteristischen Umwendung der Perspektive als sein zukünftiges Projekt. Er selbst ist es, der «einmal Centauren gebären werde»,¹² wie er seinem Freund Rohde nach dem ersten Basler Jahr ankündigt. Auch weiss er im voraus, dass das Buch, zu dem er sich nun sammelt,

«keinen philologischen Eindruck machen wird; aber wer kann wider seine Natur? Es beginnt nun für mich die Periode des *Anstosses*, nachdem ich eine Zeit lang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten wohlbekannten Pantoffeln an hatte.»¹³

Auch was nun unter diesen Pantoffeln zum Vorschein kommen wird, benennt er:

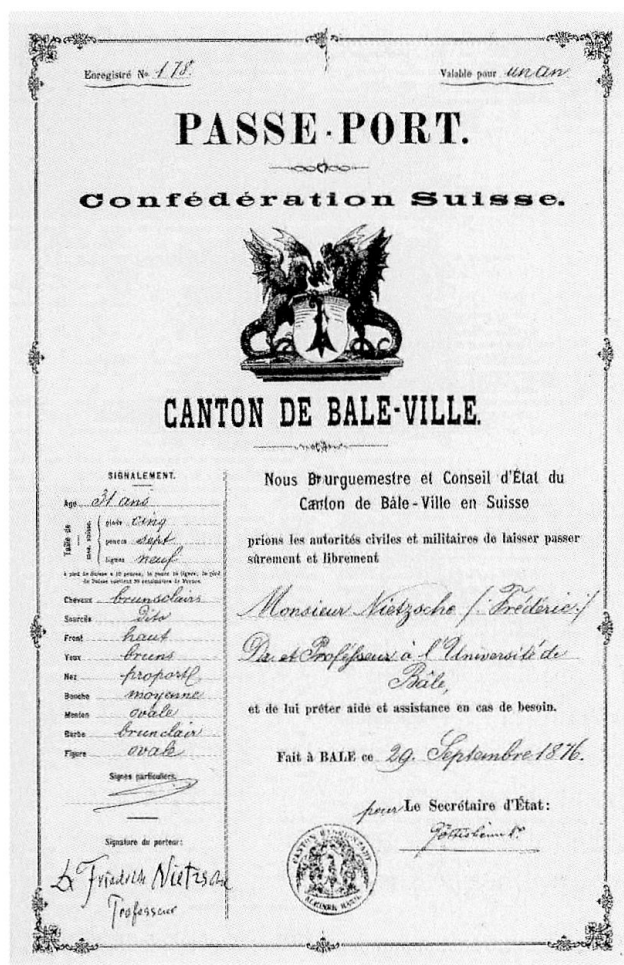
«Die Pferdefüsse Wagners und Schopenhauers lassen sich schlecht verstecken».¹⁴

«aphilos, alyros!»¹⁵ – Ohne Freund, ohne Musik

So lautete die Formel für die Befürchtungen, die Nietzsche nach Basel begleiteten. Nicht nur den Plan zu einer Pariser «Hochschule des Daseins»¹⁶ im Kreis der Freunde hatte seine Berufung durchkreuzt, auch seine musisch-künstlerische Seite, die nach der für ihn schicksalhaften Leipziger Begegnung mit Richard Wagner im Herbst 1868 in neues Feuer geraten war, suchte in Basel zunächst vergeblich nach Nahrung. Basel erscheint ihm als «musenlose Stadt»,¹⁷ als ein «den Theatergrazien feindseliger Ort».¹⁸ Um seine Mutter für eine Schweizerreise zu gewinnen, weiss er allerdings plötzlich das reichhaltige Basler Kulturangebot der Vorweihnachtszeit gegen die diesbezügliche Dürftigkeit im «schäbig-noblen Naumburg» auszuspielen.¹⁹ Nietzsches Massstäbe sind perspektivisch, seine Urteile oft genug situativ und strategisch adressatenbezogen. An anderer Stelle bespöttelt er wiederum die Unkultiviertheit der Basler Gesellschaft, spricht von klatschsüchtigen Frauen, von Männern, die dem Bierstuben-Philistertum huldigen und wettet gegen den

«absurden Schweizerpatriotismus (der wie der Schweizerkäse vom Schafe stammt und ebenso gelbsüchtig neidisch wie jener aussieht)».²⁰

Nun, letzteres Lamento kontrastiert auffällig zu Nietzsches eigenem Bedürfnis, sich Freunden und Familie gegenüber fortan als «der freie Schweizer» zu präsentieren.²¹ Tatsächlich hatte er schon vor seinem Basler Amtsantritt vorsorglich auf seine preussische Heimatberechtigung verzichtet, um – wie er behauptete – der Universität auch im Falle eines preussischen Waffengangs erhalten zu bleiben.²² Bürgerrechtlich war er durch diesen Verzicht staatenlos geworden, und es liegt eine besondere Ironie darin, dass Nietzsche in dem Land, dem das Deutsche den Ausdruck «Heimweh» verdankt,²³ gerade die «Heimatlosigkeit» zum auszeichnenden Signum des Philosophen erheben sollte. Zwar stellte ihm die Basler Kantonsbehörde im September 1876 einen Reise-Pass aus. Aber dieser wies ihn nur als Basler Professor, nicht als Schweizer Bürger aus. Gleichwohl kommt Nietzsche immer wieder auf sein angebliches Schweizertum zurück,



Der 1876 von den Basler Kantonsbehörden ausgestellte Reisepass für Friedrich Nietzsche, der ihn zwar als Basler Professor, nicht aber als Schweizer Bürger auswies.

etwa, wenn er 1880 aus Marienbad schreibt, Polen hielten ihn dort für einen Landsmann und «glauben es mir nicht, wenn ich mich als Schweizer zu erkennen gebe».²⁴

Freunden und Familie bietet er sich schon bald als «Fremdenführer» an, um sie in seine Nähe zu locken. Seinem Freund Wilhelm Pinder, Jurist in Heidelberg, schreibt er:

«Ich sollte denken, dass Dir nach den Stürmen und Aufregungen deines Berufes häufig die Sehnsucht kommen müsste, seitab von Mördern und andern Strolchen einmal in einem Alpenthale etwas Dich auszurufen. Solche Pläne musst Du mir aber immer zuerst mittheilen: denn ich bin jetzt für alle meine Freunde der Alpenführer, der sie an der Grenze der Schweiz empfängt und es sich angelegen sein lassen wird, sein neues Vaterland mit seinen Schönheiten würdig zu präsentieren.»²⁵

Das liest sich geradezu wie ein gezieltes Dementi jener berüchtigten Stelle aus Schillers «Räubern», in der Spiegelberg ausgerechnet die später von Nietzsche bevorzugte Alpenregion, nämlich Graubünden, als das «Athen der heutigen Gauner»²⁶ apostrophiert hatte. Allerdings: An Graubünden denkt Nietzsche zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wohl aber an diejenige andere durch Schiller mythisierte und von Rossini in Musik gesetzte Landschaft, in der die freie Schweiz geboren wurde. So lässt er seine Schwester wissen,

«dass man die Scenerie des Wilhelm Tell von Rossini nirgends schöner und naturwahrer sieht als am Vierwaldstätter See, besonders wenn man in Begleitung seines Bruders, des freien Schweizers, sich Land und Leute vorstellen lässt.»²⁷

Aber was der «Fremdenführer» Nietzsche seiner Schwester und seinen Freunden am Vierwaldstätter See hauptsächlich vorstellen will, ist weniger das faszinierende Alpenpanorama, als vielmehr das für ihn «schätzenswertheste Resultat meiner Basler Professur»,²⁸ sein «wahres und nicht genug zu preisendes Refugium»,²⁹ das er dort gefunden hat: Tribtschen – Wagners Wohnsitz bei Luzern, den Nietzsche aufsucht, wann immer die Basler «berufliche Fron» es zulässt und wo er immer wieder «herrliche, harmonisch-glückliche Tage» verlebt.

Was Tribschen für Nietzsche bedeutete, ist in wenigen Worten kaum anzudeuten: familiäre Idylle und Vertrautheit; die Nähe des Menschen, den er sich zum Hoffnungsträger einer kulturellen Renaissance idealisiert hatte, der für ihn jene andere, musisch-künstlerische Sphäre repräsentierte, mit der er seine philologischen Studien zu synthetisieren bestrebt war und unter deren Einwirkung er den «Centaur» seiner Tragödienschrift gebar. Als Wagner, Cosima und die Kinder Ende April 1872 nach Bayreuth übersiedeln, resümiert er melancholisch:

«Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe – was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrificirt zu haben.»³⁰

Schon 1½ Jahre nach Antritt seiner Professur war Nietzsche so weit, seinem Freund Rohde zu gestehen, er betrachte die Universitätskarriere als Übergangszeit, als ein «*lehrreiches Leidwesen*», das man – zumal «ein ganz radikales *Wahrheitswesen* hier nicht *möglich*» sei – bald einmal abzuwerfen und durch eine neue Bildungsform zu ersetzen habe. Letztere imaginiert Nietzsche als eine Art klösterliche Bildungsgemeinschaft oder auch «neue griechische Akademie» freier Einzelner:

«Wir sind dann unsere gegenseitigen Lehrer, unsre Bücher sind nur noch Angelhaken, um jemand wieder für unsre klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, geniessen für einander.»³¹

Diese Idee eines «Klosters für freie Geister» begleitet ihn – in variierender Ausgestaltung³² – beinahe durch sein ganzes Leben. In den ersten Basler Jahren verbindet sie sich zugleich mit dem Plan, sich mit den Freunden zusammen ganz für die Sache Wagners einzusetzen.³³ Er trägt dafür Sorge, dass Tribschen und Bayreuth auch ihnen zu wichtigen Orten ihrer Zusammenkunft, ihres «Convents» werden. Aus der doppelten Zielsetzung, sich vom Philologieprofessor zum radikalen Wahrheitssucher zu emanzipieren – man denke hier auch an die Vignette des Ketten sprengenden Prometheus, die Nietzsches Tragödienschrift zierte – und sich dabei zugleich zum Missionar der «Baireuther Culturperiode» zu machen,³⁴ musste längerfristig ein Konflikt erwachsen. Nietzsche hatte in Wagner einen radikalen Neuerer, einen Kulturrevolutionär sehen wollen. Nachhaltig erschüttert wird sein Ideal bei den ersten Bayreuther Festspielen von 1876, wo er ihn im Zentrum eines gesellschaftlichen Rummels erlebt, der nicht



Titelbild der 1872 erschienenen Erstausgabe «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» mit der Vignette des Ketten sprengenden Prometheus.

von Kunstverständnis, sondern vom Gesetz des «Sehens und Gesehenwerdens» regiert wird. Die Kunst schien hier nur mehr Anlass gesellschaftlicher Repräsentation von Hochadel und Finanzelite; zudem bewegte sich ein Teil der Wagner-Verehrer im Dunstkreis nationalpatriotisch-antisemitischer Gesinnungen, ein Anhang, mit dem Nietzsche keinesfalls verwechselt werden wollte. Rasende Kopfschmerzen und Augenprobleme verschaffen ihm die Legitimation für eine Flucht aus Bayreuth, wie sie ihn im selben Jahr auch dazu zwingen, seine Lehrtätigkeit für ein Jahr auszusetzen.

«6000 Fuss» – «Was ist Wahrheit?»

Längst schon hatten sich seine Ferien weitgehend in Kuraufenthalte verwandelt.³⁵ Sein labiler Gesundheitszustand liess sich spätestens ab 1873 nicht mehr stabilisieren. Schon 1871 hatte er für diesen erstmals ein psychosomatisches Argument geltend gemacht, indem er ihn sei-

ner beruflichen Mehrfachbelastung zuschrieb. In bemerkenswerter Offenheit gestand er seinem Dienstherrn Vischer-Bilfinger:

«Ich lebe hier in einem eigenthümlichen Konflikt, und der ist es, der mich so erschöpft und selbst körperlich aufreibt. Von Natur auf das Stärkste dazu gedrängt, etwas Einheitliches philosophisch durchzudenken (...), fühle ich mich immer durch den täglichen mehrfachen Beruf und dessen Art hin und her geworfen und aus der Bahn abgelenkt. Dieses Nebeneinander von Pädagogium und Universität³⁶ halte ich kaum auf die Länge aus, weil ich fühle, dass meine eigentliche Aufgabe, der ich im Nothfalle *jeden Beruf opfern müsste*, meine *philosophische*, dadurch leidet, ja zu einer Nebenthätigkeit erniedrigt wird.»³⁷

Aphoristisch zugespitzt wird diese Argumentationsfigur später vielfach in seinen Schriften wiederkehren.³⁸

Auf der Suche nach Linderung probiert er in den folgenden Jahren verschiedene Kurorte aus, wobei er immer wieder das Wohltuende, schöpferisch Anregende der Hochgebirgsluft verzeichnet. Ob aus Gimmelwald oder Rosenlauri (Berner Oberland), ob vom Splügen oder aus Bergün, immer ist der Tenor ähnlich:

«In der Tiefe brachte ich nicht mehr eine Zeile fertig und hielt fast das ganze Thema für zu schwer für mich: hier oben aber ist mir Vertrauen und Kraft wieder gewachsen.»³⁹

Dabei hatte Nietzsche «seine» eigentliche Höhe – freilich noch ohne es selbst zu wissen – schon gleich zu Beginn der Basler Zeit gefunden. Und zwar in unmittelbarer Nähe Wagners: Anfang August 1869 besteigt er von Tribschen aus erstmals den Pilatus. Durch schlechtes Wetter mehrere Tage dort oben – «6000 Fuss über dem Meer» – festgehalten, schreibt er seinem ehemaligen Lehrer Ritschl von dort einen Dankesbrief für «jene Berufung (...), die mich aus einem <Wandelstern> in einen Fixstern umschuf»,⁴⁰ während er zugleich umgekehrt seinem Freund Gersdorff versichert, er werde sich keinesfalls durch seinen philologischen Beruf jener philosophisch-ästhetischen Geisteswelt entfremden lassen, die sich ihm zu dieser Zeit noch mit den Namen Schopenhauer und Wagner verbindet. – «Was ist Wahrheit?» (Joh. 18,38) so lautete die Frage des Pilatus, mit der dieser Jesu' Anspruch, die Wahrheit zu bezeugen, in Frage ge-

stellt hatte. Im August 1869 ist «Pilatus» für Nietzsche vielleicht nur der Name des Berges, auf dem er sich in der Nähe Wagners «wie in der Nähe des Göttlichen»⁴¹ fühlt. Aber bald schon wird er im Zeichen der Pilatus-Frage nicht nur *diese*, sondern alle Jüngerschaft um des eigenen Weges willen in Frage stellen. Seinem Zarathustra wird er 1883 die Worte in den Mund legen:

«Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen, aber was liegt an allen Gläubigen! Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.»

Ort und Zeit der «Grundconception» von «Also sprach Zarathustra» hat Nietzsche genau festgehalten:

«Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen».⁴²

Genau zwölf Jahre nach seiner ersten Besteigung des Pilatus war Nietzsche auch philosophisch auf der Höhe jener Pilatus-Frage angekommen, will heissen: bei jenen Bedingungen angekommen, unter denen er sich dieser Frage rückhaltlos widmen konnte, denn begleitet hatte sie ihn – als Grundtrieb seines philosophischen Eros – von jeher. *Der* «Wahrheit» die Anmassung des bestimmten Artikels zu nehmen, sie unter der Perspektive von – historisch bedingten, genealogisch zu erforschenden – Wertsetzungen in den Blick zu bekommen, sie als «anthropomorphisch» zu begreifen ... – Nietzsche ist der Pilatus-Frage auf vielen Spuren nachgegangen.⁴³

Langsam hatte er sich an «seine Höhe» – das Oberengadin – herangetastet. 1874, in Bergün am Albulapass, war er diesem Hochtal schon ganz nahe gewesen, fühlte sich aber offenbar selbst noch gesund genug, um auf die «bis zu hundert Menschen täglich», die passaufwärts fuhren, despektierlich herabzusehen:

«Der grösste Theil will nach St. Moritz, bleichsüchtiges und nervenschwaches Volk aus der ganzen Welt zusammengeführt durch die modische Berühmtheit jener Bäder.»⁴⁴

Drei Jahre später aber weist ihm sein Gesundheitszustand den gleichen Weg. Aus Rosenlauibad vermeldet er:

«Jetzt habe ich eine Kur mit St. Moritzer Wasser begonnen (...) als Mittel gegen eingewurzelte Neurosen.»⁴⁵

Die St. Moritzer Wasserkur begann also im Berner Oberland; erst weitere zwei Jahre darauf ist Nietzsche soweit, sich dem «nervenschwachen Volk» in Richtung St. Moritz anzuschliessen, allerdings immer noch zögernd, denn:

«Der Engadin ist mir durch den Überfluss von Deutschen und Baslern fast unbetretbar, das sehe ich jetzt ein (auch *sehr* teuer)»,⁴⁶

schreibt er aus Wiesen bei Davos, bevor er nach «3 schlechten Wochen» dann doch den Weg in die Höhe antritt.

Anfang Mai 1879 hatte der erst 34-Jährige seine Professur definitiv aufgeben müssen. Er litt unter starken, mit anfallsartigem Erbrechen einhergehenden Kopfschmerzen in Verbindung mit einem immer bedrohlicher werdenden Augenleiden,⁴⁷ das eine weitere Lehrtätigkeit unmöglich machte. Nun war er Frühpensionär und musste mit einer zwar vorerst existenzsichernden, aber zeitlich auf sechs Jahre befristeten Rente haushalten. Jene «Kistenverbindung»⁴⁸ zwischen ihm und seiner Familie, die schon seit Schul(pforta)-Zeiten bestanden, die sich auch während der Basler Zeit nie ganz verloren hatte, intensiviert sich nun wieder, um den «fugitivus errans», den heimat- und berufslos-berufenen Wanderer, der er nun war, mit Wäsche und Nahrungsmitteln aus der alten Heimat zu versorgen.

Vom ewigen Verzehr des Gleichen

Letztere waren und blieben vornehmlich Würste und Schinken. Ein im Herbst 1869 ohnehin nur halbherzig unternommener Versuch, nicht mehr «zu den Sarkophagen» zu gehören, war endgültig am energischen Einspruch Wagners gescheitert, worauf Cosima in Tribschen jubilierte:

«Glück auf zum Fleisch-essen! Sie sollen sehen was wir dem heimkehrenden verlorenen Sohn Tribschen's für ein fettes Kalb schlachten!»⁴⁹

Nietzsche blieb nun überzeugt:

«geistig productive und gemüthlich intensive Naturen müssen Fleisch haben.»⁵⁰

Dabei rückt er sein Bedürfnis nach Fleisch gelegentlich in eine skurrile Nähe zum Bewusstsein seiner philosophischen Berufung. Schon im ersten Silser Sommer 1881 heisst es etwa:

«Schreibt mir *gute* Dinge hier hinauf, wo ich über der Zukunft der Menschheit brüte, und lassen wir alles das kleine persönliche Leiden und Sorgen bei Seite. Auch eine äusserst delikate Wurst würde zu den *guten* Dingen gehören.»⁵¹

So etwas hat seine eigene Komik. Aber die Insistenz, mit der Nietzsche darauf bedacht ist, dass die Kette mütterlicher «Fresskistchen» nicht abreisst, spiegelt zugleich seine inzwischen prekäre Isolation. Es sind die einzigen kontinuierlichen Zuwendungen, die er noch erfährt. Seine Bücher – sich ihrerseits dem guten Gebiss und Magen⁵² wiederkäuender Leser⁵³ empfehlend – bleiben verschmäht, machen ihm gar einen Teil seiner Freunde abspenstig. Besonders das Schweigen auf «Also sprach Zarathustra» – trifft ihn ins Mark. Dabei weiss er um die «Antinomie» seiner Lage:

«dass alles das, was ich als philosophus radicalis *nöthig* habe – Freiheit von Beruf, Weib, Kind, Gesellschaft, Vaterland, Glauben u.s.w. u.s.w. ich als ebensoviele *Entbehungen* empfinde, insofern ich glücklicher Weise ein lebendiges Wesen und nicht bloss eine Analysirmaschine und ein Objektivations-Apparat bin.»⁵⁴

Am Leitfaden des Leibes

Nietzsches Aufmerksamkeit für Fragen der Ernährung steht zudem in einem umfänglicheren philosophischen Kontext. So wie die Krankheit ihn aus dem zermürbenden Zwiespalt zwischen Beruf und Berufung herausgelöst und ihm den Weg ins Engadin gewiesen hatte, so verlangte sie ihm – chronisch geworden – seit langem schon ein fortgesetztes Experimentieren mit den eigenen Lebensbedingungen, Tageseinteilung, Speiseplan, der Orts- und Klimawahl etc. ab.⁵⁵ Zarathustras Forderung «Bleibt der Erde treu» und dessen Rede von der «grossen Vernunft des Leibes» markiert die Stossrichtung eines antimetaphysischen Denkens, das sich ebenso gegen die Hybris der

Leibvergessenheit oder gar Leib-Verteufelung⁵⁶ richtet, wie es andererseits dafür eintritt, sich wieder «mit den (uns) nächsten Dingen» zu befreunden, mit dem, was die Lebensordnung unserer 24 Stunden ausmacht und beeinflusst.⁵⁷

Schon der erste Oberengadiner Sommer in St. Moritz trägt ihm hierzu eine Fülle von Gedanken ein. Man könnte auch sagen «Gedanken», insofern sie sich stundenlangem Gehen in der Umgebung

Friedrich Nietzsches Sommer-Aufenthalte in Sils-Maria

Nietzsche hat in Sils-Maria, im Hause der Familie Durisch (heute: Nietzsche-Haus), sieben Sommer hindurch (1881 und 1883 bis 1888) ein bescheidenes Zimmer bewohnt. Nach erfolgloser Kur im oberitalienischen Recoaro hatte er sich Anfang Juli 1881 «wieder nach dem Engadin hindurchgerettet». «Hier (...) ist mir bei weitem am wohlsten auf Erden». Ein strenger Tagesplan regelt nicht nur Arbeits-, und Essenszeiten, sondern sieht auch «täglich 5–7 Stunden Bewegung», ausgedehnte Spaziergänge in der Umgebung vor, bei denen sich zugleich die auf den Wanderungen mitgeführten Notizbücher füllen.

Schon der erste Aufenthalt beschenkt ihn mit einem Schlüsselgedanken, der seinem weiteren Philosophieren eine neue Richtung gibt: dem «Gedanken der ewigen Wiederkunft», der «Grundconception» zu «Also sprach Zarathustra». Im Sommer 1883 reist er mit einem «Klumpfuss» von 104 Kilo Bücher an. Seine enorme Arbeitsamkeit – er vollendet den zweiten Teil des «Zarathustra» und beginnt mit dem dritten – schafft ihm zugleich einen Gegenhalt zu wachsender Vereinsamung. «Ein Gefühl von Welt-Fremdheit, Vorüber-Eilendem, Wanderer-haftem sitzt sehr tief in mir drin – und (...) schwerlich nur in Folge der grossen Unbehaglichkeit meines äusseren Lebens. Es kommt selten noch ein warmer Ton zu mir». In melancholischen Anwandlungen hallt noch die emotionale Erschütterung nach, die ihm das Scheitern der gemeinsamen Pläne um Paul Rée und Lou Salomé im Jahr zuvor verursacht hatte. Das Oberengadin ist ihm bald «meine rechte Heimat und Brutstätte», «hier wohnen meine Musen», Sils-Maria der «Ort, wo ich einmal sterben will; inzwischen gibt er mir die besten Antriebe zum Noch-Leben.» Die Wirtsleute «sind so gut gegen mich und freuen sich meiner Wiederkehr (...) Im Hause selber (...) kann ich englische Biskuits, Corned-beef, Thee, Seife und eigentlich alles Mögliche kaufen: das ist bequem». Seiner empfindlichen Augen wegen lässt er sein Zimmer dunkelgrün tapezieren, «aber es ist und bleibt kalt und sehr niedrig». Er wünscht sich «Geld genug (...), um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu baun (...) ein Holzhaus mit 2 Räumen, (...) auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht [die Halbinsel Chasté]». Sind ihm «die Abende, wo ich ganz allein, im engen niedrigen Stübchen sitze (...) harte Bissen zum Kauen», so eröffnet ihm ab 1884 sein Mittagstisch im Hotel Alpenrose doch auch geselligen Kontakt zu einem Kreis kultivierter Damen, der sich in den folgenden Sommern fortsetzt und dem «Einsiedler von Sils-Maria» «als Kur und gelegentliche Medizin», «nämlich von mir auf Stunden loszukommen» hochwillkommen bleibt. Nietzsches Umgang mit den «vortrefflichen Einwohner(n) von Sils» beschränkt sich hingegen weitgehend auf seine Wirtsleute, den Pfarrer und den Dorfschullehrer.

In Sils-Maria ist ein bedeutender Teil von Nietzsches Werk entstanden: Das 2. und Entwürfe zum 3. Buch von «Also sprach Zarathustra» im Sommer 1883, die Schrift «Jenseits von Gut und Böse» (Aufzeichnungen dazu im Sommer 1885), die Konzeption wichtiger Vorreden zu früheren Schriften (Sommer 1886), die Streitschrift «Zur Genealogie der Moral» (verfasst im Juli 1887), schliesslich die «Götzendämmerung» und «Der Antichrist», (beide im Sommer 1888).

Am 20. September 1888 verlässt Nietzsche zum letzten Mal Sils-Maria, jenen Ort, dem – wie er in «Ecce homo» schrieb – «meine Dankbarkeit das Geschenk eines unsterblichen Namens machen will».



Fotografie von Sils-Maria um 1900, wo Friedrich Nietzsche von 1881 bis 1888 sieben Sommer im Haus Durisch (links hinten) wohnte.

verdanken,⁵⁸ – eingefangen zunächst mit flüchtigem Bleistiftstrich in mitgeführte Notizbücher.⁵⁹

Nietzsche ist – wie viele andere – ein gehender Denker und hat den Zusammenhang von körperlicher und geistiger Bewegung auch seinen Schriften eingeprägt: Der feste Schritt des Wanderers, die prekäre Balance des Seiltänzers, das mühevollen Steigen, der Sprung symbolisieren unterschiedliche Formen geistigen Unterwegsseins. «Ich habe gehen gelernt: seitdem lasse ich mich laufen» – hören wir von Zarathustra; andernorts spart Nietzsche nicht mit Spott auf gelehrte Stubenhockerei.⁶⁰

Doppelgängerei der Natur

Im Engadin wähnt sich Nietzsche im «Land der Verheissung»:

«zwar die Anfälle kommen hierher wie überall hin, aber viel milder und menschlicher. Ich habe eine fortwährende Beruhigung und keinen Druck, wie sonst überall; die Aufregung hört hier für mich auf»,⁶¹

schreibt er bei seinem zweiten Sommeraufenthalt, diesmal aus Sils-Maria, «dem lieblichsten Winkel der Erde»:



Blick über den Silser-See mit den Spiegelungen der Bergwelt auf der Wasseroberfläche. (Foto: Joachim Jung)

«so still habe ich's nie gehabt, und alle 50 Bedingungen meines armen Lebens scheinen hier erfüllt zu sein».⁶²

Dazu gehörten «Wälder, Seen, die besten Spazierwege, wie sie für mich Fast-Blinden hergerichtet sein müssen und die erquicklichste Luft – die beste in Europa». Der Eindruck dieser Landschaft erschüttert ihn geradezu:

«Vorgestern gegen Abend war ich ganz in Claude Lorrain'sche Entzückungen untergetaucht und brach endlich in langes heftiges Weinen aus. Dass ich dies noch erleben durfte! (...) Das Heroisch-Idyllische ist jetzt die Entdeckung meiner Seele.»⁶³

Das «heroische Idyll» wird Nietzsches Formel für diese Landschaft, damit aber zugleich auch für einen Aspekt seiner eigenen «Gegensatz-Natur»,⁶⁴ die er in ihr gespiegelt findet.⁶⁵ Als spannungsvolle Koexistenz von Extremen, als Bund von «Italien und Finnland», korrespondiert ihr jene Art janusköpfiger Erkenntnisse, die er hier sammelt – unterwegs auf realen Denk-Wegen in der Oberengadiner Hochebene, aber zugleich auch in Gedanken unterwegs auf einsamen Gebirgspfaden zu geistigen Gratwanderungen, – so wie vor ihm die Bergwelt in die Höhe und auf der Spiegelfläche des Sees zugleich in die Tiefe wächst.

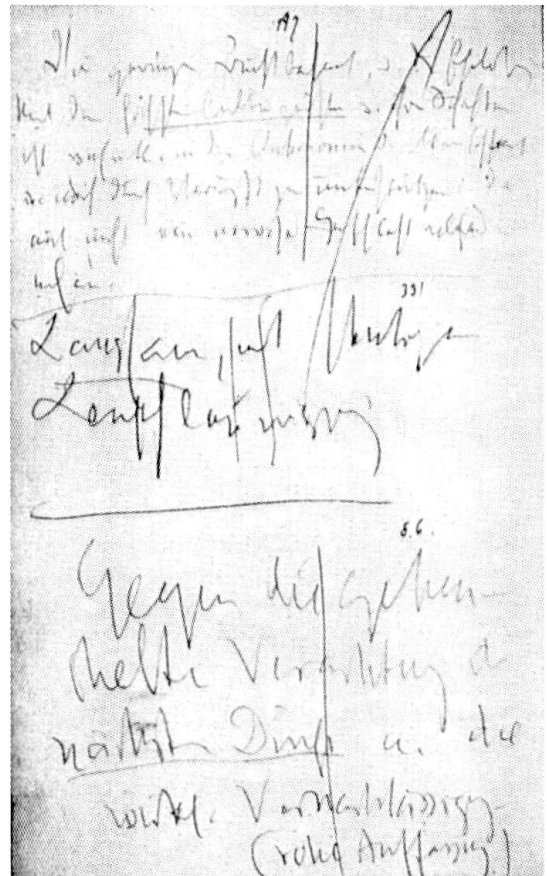
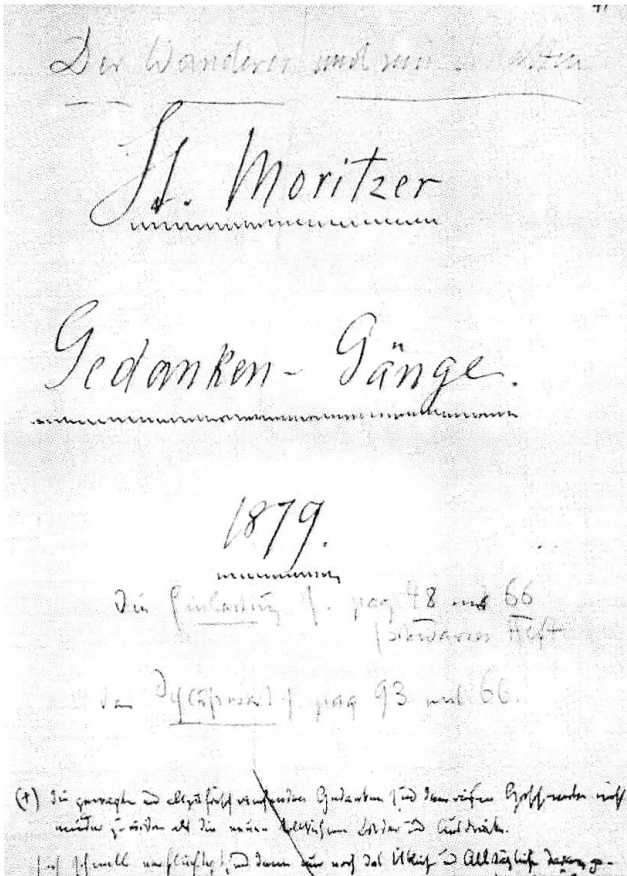


Die Stube im Haus Durisch, die Nietzsche sieben Sommer lang bewohnte. (Foto: Joachim Jung)

Gamsjagd II

Mochte die Stube im Haus Durisch, die er sieben Sommer lang bewohnte, eigentlich viel zu eng, dunkel, oft zu kalt und bedrückend sein, immer wieder fand Nietzsche selbst dort noch seine Pfade, auf denen er sich der Ärmlichkeit seiner realen Existenz zu entziehen wusste. Und dann folgte er jenen gefährvollen Gämsewegen⁶⁶ in die Höhe, die schon die Imagination des Kindes beschäftigt hatten:

«Die letzten Wochen war ich auf die seltsamste Art *inspirirt*: so dass Einiges, was ich mir nicht zugetraut hatte, wie unbewusst eines Morgens fertig war. Dies gab manche Unordnung und Ausnahme in meiner Lebensweise: ich stand (oder sprang) öfter Nachts um 2 auf, um «vom Geist getrieben» Etwas hinzuwerfen. Dann hörte ich wohl die Haustür gehn: mein Wirth schlich auf die Gämse-Jagd. Wer von uns Beiden war mehr auf der Gämse-Jagd? – Unglaublich, aber wahr: ich habe heute morgen das sorgfältigste, sauberste und ausgearbeitetste Manuscript, das ich je verfasst habe, an die Druckerei geschickt – (...) der *Inhalt* vom Allerschlimmsten und Radikalsten, obwohl unter viele finesses und Milderungen versteckt. (...) Sehen wir zu,



bis zu welchem Grade eigentlich «Denkfreiheit» heute möglich ist: ich habe einen dunklen Begriff, darauf hin in schönster Form verfolgt zu werden.»⁶⁷

Es handelte sich um das am 9. September 1888 abgesandte Manuskript der Götzendämmerung. Sein zweiter Satz lautet: «Kein Ding geräth, an dem nicht der Übermuth seinen Theil hat». – Die Moral des Schüler-Aufsatzes war nun umgewertet, die Gamsjagd zur Chiffre jenes gefährlichen Philosophierens «jenseits von Gut und Böse» geworden, das nur noch ein Gebet gelten liess:

«Lieber Himmel, gieb dass wir freien Geistes seien, alles andre kannst du für dich behalten.»⁶⁸

Auszüge aus den Notizbüchern Friedrich Nietzsches:
1. Der frühe Titelentwurf zu «Der Wanderer und sein Schatten»: «St. Moritzer Gedanken-Gänge. 1879.»
2. «Gegen die geheuchelte Verachtung der nächsten Dinge».

- 1** BAW I/84.
- 2** KSA 8/610, NF 43(3).
- 3** KSB 2/358, an Erwin Rohde, 16.1.1869.
- 4** ebd.
- 5** KSA 8/307, NF 17(61), Sommer 1876.
- 6** BAW V/251.
- 7** BAW V/253.
- 8** BAW V/283–305.
Homer und die klassische Philologie. Ein Vortrag. Basel (Privatdruck) 1869.
- 9** ebd., 285.
- 10** ebd., 289.
- 11** KSB 3/7, an Ritschl, 10.5.1869.
- 12** KSB 3/95, an Rohde, 15.2.1870.
- 13** KSB 3/120, an Rohde, 30.4.1870.
- 14** KSB 2/299, an Sophie Ritschl, 2.7.1868.
- 15** KSB 2/379, an Rohde, 22. u. 28.2.1869.
- 16** KSB 2/309, an Carl v. Gersdorff, 8.8.1868.
- 17** KSB 3/72, an Rohde, 11.11.1869.
- 18** KSB 3/27, an Elisabeth Nietzsche, 9.7.1869.
- 19** KSB 3/79, an die Mutter, zwischen dem 23.11. u. 29.11.1869. «Hier giebt es Concerte und Theater und öffentliche Vorträge in Hülle und Fülle».
- 20** KSB 3/30, an Sophie Ritschl, 26.7.1869. (Entwurf)
- 21** Das beginnt am Tag seiner definitiven Berufung (12.2.1869): «Es lebe die freie Schweiz, Richard Wagner und unsere Freundschaft» (12.2.1869, an Rohde); «lass Dir wieder einmal etwas erzählen von Deinem Sohne dem freien Schweizer, und zwar nur Angenehmes und Erfreuliches, eitel «Milch und Honigseim»: ein Gleichniss, das uns unsre Schweizer Frühstückssitte ganz besonders nahe bringt» (Mitte Juni 1869, an die Mutter); «falls Du nicht vorziehst freier Schweizer zu werden» (16.6. an Rohde); «der treue Schweizer» (Unterschrift im Brief an Rohde, 16.7.1870 (Tag des Kriegsausbruchs)).
- 22** Er nahm dann doch wenige Wochen am Deutsch-Französischen Krieg teil, wegen der schweizerischen Neutralität aber nur als Sanitäter. Eine schwere Ruhr und Diphtherie beendete seinen Einsatz.
- 23** «Heimweh» wurde im 16. Jahrhundert zunächst als typische Eigenschaft der Schweizer Söldner angesehen, die ihnen den Aufenthalt in der Fremde erschwerte. Ihre oft übermässige Sehnsucht nach der Heimat war so bekannt, dass man «Heimweh» – 1569 erstmals in Luzern belegt – lange Zeit als Schweizer Dialektwort betrachtete und auch als «Schweizerkrankheit» bezeichnete. (aus: Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Artikel «Heimweh», Freiburg (Herder) 1992.)
- 24** KSB 6/37, an Heinrich Köselitz, 20.8.1880. Hier sei erwähnt, dass Nietzsche sich später immer stärker in die Idee hineingesteigert hat, eigentlich polnischer Abstammung zu sein.
- 25** KSB 3/23, an Wilhelm Pinder, 4.7.1869.
- 26** Friedrich Schiller, Die Räuber, II. Akt, 3.Szene.
- 27** KSB 3/27, an die Schwester, 9.7.1869.
- 28** KSB 3/37, an Gustav Krug, 4.8.1869.
- 29** KSB 3/93, an Rohde, Ende Jan. u. 15.2.1870.
- 30** KSB 3/317, an Carl v. Gersdorff, 1.5.1872.
- 31** KSB 3/165f., an Rohde, 15.12.1870.
- 32** Angefangen von der Vereinigung der Jugendfreunde (Wilhelm Pinder – Gustav Krug – Nietzsche) in der «Germania» (1860–1863) über den Pariser Plan von 1869 (Rohde-Nietzsche u. a. Freunde), die 1873 aufkommende Idee der Studienfreunde Carl v. Gersdorff, Heinrich Romundt und Nietzsche, im Schösschen von Flims eine «Brüderschaft der Lehrer und Erzieher» zu installieren, Nietzsches Aufenthalt in Sorrent (Okt. 1876 – Mai 1877) zusammen mit Malwida v. Meysenbug, Albert Brenner und Paul Rée, schliesslich die sog. «Dreieinigkeit» Lou v. Salomé – Paul Rée – Nietzsche (Mai – Nov. 1882). Danach nur mehr ein flüchtiges Aufflackern dieser Idee anlässlich einzelner Bekanntschaften in Nizza und dem Besuch Heinrichs v. Stein in Sils (August 1884).
- 33** KSB 3/165, an Rohde vom 15.12.1870: «Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue griechische Akademie, Romundt gehört gewiss zu uns. Du kennst wohl auch aus Deinem Besuche in Tribsehen den Baireuther Plan *Wagners*. Ich habe mir ganz im Stillen überlegt, ob nicht hiermit zugleich *unsererseits* ein Bruch mit der bisherigen Philologie und ihrer *Bildungsperspektive* geschehen sollte.»

34 Kurzzeitig fasst Nietzsche den Plan, seine Professur ganz aufzugeben und sie Rohde zu überlassen: «Ich selbst nämlich will den nächsten Winter herumziehn (...) eingeladen von den Wagnervereinen der grösseren Städte, um Vorträge über die Nibelungen-bühnenfestspiele zu halten – es muss eben Jeder thun, was seine Pflicht ist und, im Collisionsfalle, was seine Pflicht *mehr* ist.» (KSB 3/304, an Rohde, 11.4.1872 oder kurz danach).

35 1869: Sommer: Interlaken, (Badenweiler); **1870:** Osterferien Genfersee, Clarens bei Montreux, mit Mutter und Schwester; Pfingsten: Berner Oberland; Sommer: Maderanertal (Aug./Sept.: Freiwillige Kriegsteilnahme als Sanitäter); **1871:** Mitte Feb. – Anfang April: Lugano; Sommer: Gimmelwald/Lauterbrunnental (Berner Oberland); **1872:** Frühjahr: Vernex bei Montreux; Sept./Okt.: Weesen/Walensee – Chur – Bad Passugg, Splügen – kurzer Abstecher nach Italien (Chiavenna-Bergamo) – Bad Ragaz. **1873** Sommer: Flims; **1874:** Sommer: Bergün, Herbst: Badekur in Luzern; **1875:** April/Mai: Bern (Mai: Baden-Baden, Sommer: Steinabad/Schwarzwald). **1876:** März/April: Veytaux b. Montreux, Genf; (Juni: Badenweiler); Okt.: Bex, Ende Okt. – Dez.: Sorrent; **1877:** Jan. – Mai: Sorrent; Mai-Juni: Bad Ragaz, Anfang Juli: Rosenlauibad (Kur mit St. Moritzer Wasser – «als Mittel gegen eingewurzelte Neurosen gerade in dieser Combination mit Ragaz», KSB 5/250) – Ab 12. Juli: Felsenegg bei Zug, Ende Juli – Ende August: Rosenlauibad (Berner Oberland, bei Meiringen), Felsenegg bei Zug; **1878:** März/April: Baden-Baden, Sommer: Kur in Interlaken; **1879:** März/April: Kur in Genf, Mai: Schloss Bremgarten bei Bern; Mai/Juni: Wiesen bei Davos; Juni – Sept.: St. Moritz.

36 Nietzsches Professur war mit einer Lehrverpflichtung am Pädagogium, dem Basler Gymnasium, verbunden, wo er in den oberen Klassen altsprachlichen Unterricht erteilte. Mit der schulischen Verpflichtung war ihm zugleich ein Teil seiner Semesterferien genommen.

37 KSB 3/175, an Wilhelm Vischer-Bilfinger, Jan. 1871.

38 Einige Beispiele: – Menschliches Allzumenschliches I, §289 (KSA 2/234): «*Werth der Krankheit*. – Der Mensch, der krank zu Bette liegt, kommt mitunter dahinter, dass er für gewöhnlich an seinem Amte, Geschäfte oder an seiner Gesellschaft krank ist und durch sie jede Besonnenheit über sich verloren hat: er gewinnt diese Weisheit aus der Musse, zu welcher ihn seine Krankheit zwingt.» – Morgenröthe, §500 (KSA 3/294): «*Wider den Strich*. – Ein Denker kann sich Jahre lang zwingen, wider den Strich zu denken: ich meine, nicht den Gedanken zu folgen, die sich ihm von Innen her anbieten, sondern denen, zu welchen ein Amt, eine vorgeschriebene Zeiteinteilung, eine willkürliche Art von Fleiss ihn zu verpflichten scheinen. Endlich aber wird er krank: denn diese anscheinend moralische Überwindung verdirbt seine Nervenkraft ebenso gründlich, wie es nur eine zur Regel gemachte Ausschweifung thun konnte.» Cf. dazu auch KSB 5/278, an die Schwester, 28.8.1877: «Jemand, der täglich nur

wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die andre so gut besorgen können wie er – ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt – er wird endlich krank.»

39 KSB 4/246, an Carl v. Gersdorff, aus Bergün, 26.7.1874.

40 KSB 3/34, an Ritschl, vom Pilatus, 2.8.1869.

41 KSB 3/36, an Carl v. Gersdorff, vom Pilatus, 4.8.1869.

42 KSA 9/494, NF 11(141).

43 Vgl. auch KSB 5/111, an Carl v. Gersdorff, 26.9.1875: «Je länger ich nun in der Schweiz bin, umso persönlicher und lieber wird mir dieser Berg.»

Selbst sein letztes Werk, in welchem er die eigenen Denk-Wege nochmals nachzeichnete und zu zeigen versuchte, «wie man wird, was man ist», hat er unter ein Pilatus-Wort gestellt: «Ecce homo». Und im «Antichrist» lässt seine «Umwerthung aller Werthe» einzig noch Pilatus gelten (vgl. dazu KSA 6/225).

44 KSB 4/248, an die Mutter, Ende Juli 1874.

45 KSB 5/250, an Malwida v. Meysenbug, 1.7.1877.

46 KSB 5/416, an die Schwester, 7.6.1879.

47 Über Nietzsches Krankheiten sehr instruktiv: Pia Daniela VOLZ, Friedrich Nietzsche im Labyrinth seiner Krankheit. Würzburg (Königshausen & Neumann) 1990. Über Nietzsches philosophische Auseinandersetzung mit Krankheit und Gesundheit: Mirella CARBONE, Joachim JUNG (Hg.), Friedrich Nietzsche. *Langsame Curen*. Ansichten zur Kunst der Gesundheit, Freiburg (Herder Spektrum) 2000.

48 KSB 1/ 286, an die Schwester, 23.6.1864.

49 KGB II/2, 62, Cosima v. Bülow an Nietzsche, 19.10.1869.

50 KSB 3/58, an v. Gersdorff, 28.9.1869.

51 KSB 6/104, an Mutter und Schwester, 9.7.1881.

52 Cf. KSA 3/365, «Meinem Leser».

53 Cf. KSA 5/256, Vorrede zur «Genealogie der Moral».

54 KSB 7/282, an Franz Overbeck, 14.11.1886.

55 Bei den alten Griechen hatte er diese Achtsamkeit für die individuell zu findende Alltagsordnung vorgeprägt gefunden, – als Bestandteil einer philosophischen Diätetik, einer Lebens-Gesundheits-Lehre, die Leiblichkeit noch nicht vom Geistig-Seelischen abspaltete, sondern sie vielmehr als integralen Aspekt unserer Existenz in Wechselwirkung mit den anderen Sphären begriff.

56 In der christlichen Tradition ist der «Leibhaftige» ein anderer Name für den Teufel.

57 Vgl. hierzu z.B. KSA 2, Menschliches Allzumenschliches II, «Der Wanderer und sein Schatten», § 5, §6, §16.

58 KSB 5/427, an die Schwester, 12.7.1879: «Diese herrlichen Wälder! Ich bin 7–8 Stunden täglich im Freien.»

59 KSB 5/450f., an Köselitz, 5.10.1879: «Alles ist, wenige Zeilen ausgenommen, u n t e r w e g s erdacht und in 6 kleine Hefte mit Bleistiftskizziert worden: das U m schreiben bekam mir fast jedesmal übel. Gegen 20 l ä n g e r e Gedankenketten, leider recht wesentliche, musste ich schlüpfen lassen, weil ich nie Zeit genug fand, sie aus dem schrecklichsten Bleistiftgekritzel herauszuziehen.»

60 KSA 3/614, Fröhliche Wissenschaft § 366: «oh wie rasch errathen wir's, wie Einer auf seine Gedanken gekommen ist, ob sitzend, vor dem Tintenfass, mit zusammengedrücktem Bauche, den Kopf über das Papier gebeugt: oh wie rasch sind wir auch mit seinem Buche fertig! Das geklemmte Eingeweide verräth sich, darauf darf man wetten, ebenso wie sich Stubenluft, Stubendecke, Stubenenge verräth.» Nun, selbst ein Nietzsche musste schliesslich zu Feder und Tinte greifen (und blieb auch von Hämorrhoiden nicht ganz verschont!).

61 KSB 6/98, an die Schwester, 7.7.1881.

62 KSB 6/100, an Köselitz, 8.7.1881.

63 KSA 8/610, NF 43(3), Juli – Aug.1879.

64 KSA 6/257, Ecce Homo.

65 KSA 2/699, Der Wanderer und sein Schatten §338: «*Doppelgängerei der Natur*. – In mancher Natur-Gegend entdecken wir uns selber wieder, mit angenehmem Grausen; es ist die schönste Doppelgängerei. – Wie glücklich muss Der sein können, welcher jene Empfindung gerade hier hat, in dieser beständigen sonnigen Octoberluft, in diesem schalkhaft glücklichen Spielen des Windzuges von früh bis Abend, in dieser reinsten Helle und mässigsten Kühle, in dem gesammten anmuthig ernsten Hügel-, Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimath aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: – wie glücklich Der, welcher sagen kann: «es giebt gewiss viel Grösseres und Schöneres in der Natur, diess aber ist mir innig und vertraut, blutsverwandt, ja noch mehr.»»

KSB 5/426, an Köselitz, 12.7.1879: «Inzwischen habe ich *meine* Art Natur *gefunden*, so dass ich erst merke, was ich seit Jahren *entbehrt* habe, wie arm ich auch darin war.»

66 Selbst im einzigen Sommer zwischen 1881 und 1888, den er nicht in Sils verbrachte, war er auf geistigen Gemsenpfaden unterwegs. Und diesmal nicht allein: Lou Salomé dediziert er im August 1882 folgendes Gedicht (KSB 6/245): «Nicht mehr zurück? Und nicht hinan? / Auch für die Gemse keine Bahn? // So wart' ich hier und fasse fest, / Was Aug' und Hand mich fassen lässt: // Fünf Fuss breit Erde, Morgenroth, / Und unter mir – Welt, Mensch und Tod . // F.N // Meiner lieben Lou. – Sommer 1882» Und Lou hält in einer Tagebuchnotiz unter dem Datum des 18. August fest: «Wir sprechen uns diese 3 Wochen förmlich todt und sonderbarer Weise hält er es jetzt plötzlich aus circa 10 Stunden täglich zu verplaudern ... Seltsam, dass wir unwillkürlich mit unsern Gesprächen in die Abgründe gerathen, an jene schwindligen Stellen, wohin man wohl einsam geklettert ist um in die Tiefe zu schauen. Wir haben stets die Gemsenstiege gewählt und wenn uns Jemand zugehört hätte, er würde geglaubt haben, zwei Teufel unterhielten sich» (KSA 15/125, Chronik zu Nietzsches Leben).

67 KSB 6/414, an Carl Fuchs, 9.9.1888.

68 KSB 5/103, an Carl Fuchs, 11.8.1875.

Benutzte Werkausgaben mit Siglen:

BAW (Band/Seite): Friedrich Nietzsche, Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Werke (nach 5 Bänden abgebrochen), München (Beck) 1933–1940; Bd. I. Jugendschriften 1854–1861, hrsg. v. Hans Joachim Mette, München (Beck) 1933–1940; Bd. V Schriften der letzten Leipziger und ersten Basler Zeit 1868–1869, hrsg. v. Carl Koch u. Karl Schlechta.

KSA (Band/Seite): Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München (dtv/de Gruyter)² 1988.

KSB: Friedrich Nietzsche, Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe in 8 Bänden, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München (dtv/de Gruyter) 1986.

KGB (Abt./Bd., S.): Friedrich Nietzsche, Sämtliche Briefe. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York (de Gruyter) 1975ff.

NF: Nachgelassenes Fragment

Joachim Jung ist Kurator des Nietzsche-Hauses in Sils-Maria. Beim vorliegenden Beitrag handelt es sich um einen erweiterten Nachdruck aus den «Dresdner Heften» (Heft 78, 2/2004, «Die Schweiz und Sachsen in der Geschichte», herausgegeben vom Dresdner Geschichtsverein e.V., S. 49–60; www.dresdner-hefte.de).

Adresse des Autors: Joachim Jung, Nietzsche-Haus, 7514 Sils-Maria